

Felix Francis  
Triple Crown

ROMAN

Aus dem Englischen von  
Malte Krutzsch

Diogenes

Titel der 2016 bei  
Simon & Schuster UK Ltd,  
London, erschienenen Originalausgabe:  
›Triple Crown‹  
Copyright © 2016 by Felix Francis

Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
40/19/852/1  
ISBN 978 3 257 30075 8

Die hier vorgestellte Bundesagentur zur Korruptionsabwehr im Sport (FACSA) ist erfunden. Möglich wäre sie aber. Vielleicht sogar wünschenswert.

Um die Dreifachkrone (Triple Crown) des amerikanischen Galopprennsports zu erlangen, muss ein Pferd das Kentucky Derby, das Preakness Stakes und das Belmont Stakes gewinnen.

Da es Rennen exklusiv für Dreijährige sind, bekommt jedes Pferd nur eine Chance.

Drei Meisterschaftsrennen in einem Zeitraum von ganzen fünf Wochen.

In den mehr als 140 Jahren seit der ersten Austragung aller drei Rennen haben nur zwölf Pferde das Kunststück fertiggebracht.

Zwischen den Triple-Crown-Siegen von 1978 und 2015 haben dreizehn Pferde zwar die beiden ersten Etappen gewonnen, den anspruchsvollsten Preis im internationalen Sport dann aber doch nicht erlangt.

PROLOG

Vereinigtes Königreich  
April

Wo bleiben die verdammten Cops?«, fluchte Tony Andretti vor sich hin, leise, im Flüsterton, und doch voller Unmut.

»Nur die Ruhe«, flüsterte ich zurück. »Die kommen schon.«

Tony und ich lagen nebeneinander im Gebüsch hinter einem Rastplatz an der Fernstraße nördlich von Oxford. Wir hielten seit mehreren Stunden dort die Stellung und wurden dank des Dauerregens immer nasser.

»Zugriff jetzt, Jeff«, zischte Tony wütend. »Sonst entwischen die uns.«

Ich sah weiter durch mein Fernglas, ohne ihn zu beachten.

Zwischen den beiden Autos, mit denen sie gerade eingetroffen waren, standen zwei Männer auf dem Rastplatz und steckten die Köpfe zusammen, als wollten sie nicht, dass jemand hörte, was sie sagten. Da brauchen sie eigentlich keine Angst zu haben, dachte ich, denn auf der zehn Meter entfernten Fahrbahn donnerte lautstark ein Laster nach dem anderen vorbei.

Der kleinere der beiden Männer zog einen weißen Briefumschlag aus der Hosentasche und gab ihn dem anderen, der sich daraufhin von der Straße abwandte und netter-

weise genau in meine Richtung sah, während er die Banknoten aus dem Umschlag nahm.

Ich machte mit der integrierten Kamera des Fernglases ein paar Standbilder von dem Mann beim Durchzählen des Bündels, dann ging ich auf Video und Nahaufnahme, erst von dem Geld in den Händen des Mannes, danach von seinem Gesicht. Das Licht war zwar nicht ideal, aber für mein High-end-Gerät genügte es.

Sichtlich zufrieden mit dem Inhalt, steckte der größere Mann den Umschlag in seinen Anorak und gab dem anderen ein kleines Päckchen. Ich filmte auch das.

»Jetzt, Nigel«, sagte ich leise, aber deutlich in das an meinem linken Handgelenk befestigte Mikrofon.

Ich filmte, wie sich die beiden kurz die Hand gaben und jeder in sein Auto stieg.

»Die sind gleich weg«, sagte Tony gereizt zu mir.

Ich dachte schon, er könnte recht haben, ich hätte vielleicht zu lange gewartet, da kamen zwei Streifenwagen angest, hielten mit kreischenden Bremsen und versperrten den beiden Autos die Ausfahrt. Noch ehe sie zum Stehen kamen, flogen die Türen auf, und vier Polizisten sprangen heraus.

Der kleinere Mann blieb mit ungläubig aufgesperrtem Mund wie erstarrt stehen, doch der größere rannte los – weg von der Polizei und direkt auf mich zu, wobei er ein langes Messer aus der Manteltasche zog.

»Messer!«, rief Tony laut neben mir und rasselte sich hoch.

Der Mann sah Tony da stehen und änderte leicht die Richtung, um ihn frontal anzugehen, wobei er das Messer

mit der Klinge nach oben in der linken Hand hielt, als würde er sich bestens damit auskennen.

Ich wälzte mich herum, packte Tony bei den Fußgelenken und zog. Er fiel um und landete mit seinem nicht unbeächtlichen Gewicht voll auf meinen Beinen.

»Lassen Sie mich los!«, rief er wütend und versuchte nach meinem Gesicht zu treten.

Ich hielt ihn gut fest.

Der Mann mit dem Messer sprang über uns beide hinweg und rannte, verfolgt von zwei Polizisten, tiefer in den Wald.

Holt ihn euch, dachte ich, mit euren Kevlarwesten. Ich hatte es schon einmal mit einem Tranchiermesser zu tun bekommen und verzichtete lieber auf eine Wiederholung.

Ich ließ Tonys Beine los, und wir standen auf.

»Was sollte das denn jetzt?«, fuhr mich Tony mit zornrotem Gesicht an. »Den hätte ich doch erwischt.«

»Eher umgekehrt«, antwortete ich. »So kommt vielleicht noch mal eine Gelegenheit.«

Tony stand noch adrenalindurchflutet mit geballten Fäusten da und starrte mich an. Ich erwiderte seinen Blick.

Langsam entspannte er sich und öffnete die Hände.

»Wahrscheinlich haben Sie recht«, sagte er. »Danke. Hätte ich aber ein Schießseisen gehabt, hätte ich ihn abgeknallt.«

»Sie sind nicht mehr bei der New Yorker Polizei.«

In jüngeren Jahren war Tony Cop gewesen, einer von New Yorks »bester Truppe«.

»Die Kanonenscheu von euch Briten geht mir über den Verstand. Nicht mal eure Bullen sind bewaffnet. Eine wahre Einladung ist das.«

Ich sparte mir den Hinweis, dass in den vergangenen zehn Jahren nur eine Handvoll britischer Polizeibeamter im Dienst getötet worden waren, im gleichen Zeitraum jedoch Hunderte amerikanischer Cops.

Die beiden Polizisten auf dem Rastplatz hatten den kleineren Mann festgenommen, ihm Handschellen angelegt und ihn um das Päckchen erleichtert, das sie sorgfältig in einer Plastiktüte verstaute.

Nigel war der Polizei mit seinem Privatwagen gefolgt, stand jetzt am Rand des Platzes und schaute sich die Sache an. Tony und ich gingen zu ihm hinüber.

»Gut gemacht!« Ich schlug Nigel freundschaftlich auf den Rücken.

»Du hast ja die Ruhe weg«, meinte er lächelnd. »Ich konnte die Jungs in Blau kaum noch halten, als sie erst wussten, dass die Typen hier sind.«

Ich erwiderte sein Lächeln. Nigel Green war ein Kollege von mir aus der Integritätsabteilung der BHA, der Britischen Rennsportbehörde, und nach einem Tipp hatten wir wochenlang gemeinsam diesen Einsatz vorbereitet. Dass die Polizei bereit gewesen war, auf einem Wirtschaftsweg zu warten, bis sie mein Zeichen bekam, hatte uns überrascht. Offenbar war bis nach ganz oben durchgedrungen, dass sie uns beiden einen früheren Erfolg verdankte.

»Stimmt, er hat die Ruhe weg«, sagte Tony. »Eiserne Nerven. Ich hätte die Cops viel früher kommen lassen.«

»Von wegen eisern«, murmelte ich. »Ich bin nass und mir ist kalt.« Wie zur Bestätigung überlief mich ein Zittern. »Wenn die Polizei vor der Übergabe aufgetaucht wäre, hätten wir nicht beide belangen können, das ist alles.«



»Meinen Sie, die kriegen den Flüchtigen?«, fragte Tony mit seinem ausgeprägten New Yorker Zungenschlag und sah über die Schulter zum Wald hin.

»Glaub schon«, sagte ich. »Wenn nicht heute, dann demnächst. Alle nötigen Beweise habe ich gespeichert.« Ich tippte an die Fernglaskamera vor meiner Brust.

Der Festgenommene wurde von den beiden stämmigen Beamten, die ihn noch kleiner wirken ließen, als er ohnehin war, an uns vorbei zu den Streifenwagen geführt.

Er sah mich hasserfüllt an.

»Du bist ein Schwein, Hinkley«, fauchte er.

»Sie sollten die Finger von den Drogen lassen, Jimmy«, gab ich zurück.

Der Mann wurde auf den Rücksitz des Streifenwagens verfrachtet.

»Der kennt Sie also?«, fragte mich Tony.

»Allerdings«, sagte ich. »Jimmy und ich haben schon mal die Klängen gekreuzt.«

Jockey Jimmy Robinson war ziemlich erfolgreich, vor zwei Jahren aber einmal positiv auf Kokain getestet und deshalb mit sechs Monaten Rennbahnverbot belegt worden. Offensichtlich hatte er nichts daraus gelernt.

»Ich dachte, Sie arbeiten immer verdeckt.«

»Früher, ja, aber die Zeiten ändern sich.«

Ich war eben schon so lange dabei. Als ich gleich nach dem Militär bei der BHA als Ermittler anfang, hatte ich ausschließlich inkognito gearbeitet, oft mit falschem Bart und Brille, um nicht wiedererkannt zu werden. Mit den Jahren wurden mein Name und mein Gesicht für verdeckte Einsätze aber doch zu bekannt in der Rennwelt, wenn-

gleich ich mit etwas mehr Verkleidungsaufwand immer noch durchkam.

Zufrieden war ich mit der Lage nicht. Ich arbeitete viel lieber im Halbdunkel als im Rampenlicht.

Eine Zeitlang hatte ich sogar daran gedacht, ganz bei der BHA aufzuhören und auszuwandern, nach Australien vielleicht, um irgendwo neu anzufangen.

Zu Tonys Missfallen kehrten die beiden Polizisten mit leeren Händen aus dem Wald zurück.

»Die hätten ihn schnappen müssen«, meinte er zu mir. »So fit sollten eure Cops schon sein.«

Das sagte der Richtige. Sogar seine Nase lief schneller als er. Seit seiner Polizeidienstzeit hatte Tony mit Sicherheit zig Kilo zugelegt.

»Wir lassen die Hunde kommen«, sagte der eine Polizist. »Die finden ihn schon.«

»Ein Hubschrauber muss her«, erwiderte Tony fast im Befehlston.

Der Polizist schüttelte den Kopf. »Zwecklos. Selbst mit der Wärmebildkamera kommen sie da nicht durch.«

Ich blickte an ihm vorbei in den Wald. Das war tatsächlich eher eine Schonung als ein natürlicher Wald, dicht an dicht standen die immergrünen Fichten. Wenn da kein Sonnenlicht durchkam, konnte auch Infrarot wenig ausrichten.

»Brauchen Sie uns noch?«, fragte ich.

»Hier nicht«, sagte der ranghöhere Beamte. »Aber Sie müssen beide eine Aussage über den Einsatz zu Protokoll geben. Nehmen Sie dafür bitte ein Aussageformular?«

»Okay«, sagte ich. »Das habe ich auf meinem Laptop.«

Nach Paragraph 9 des britischen Strafgesetzbuchs von

1967 waren schriftliche Aussagen vor Gericht beweiskräftig, wenn sie bestimmte formale Bedingungen erfüllten. Das Aussageformular war nicht zwingend vorgeschrieben, enthielt aber die nötigen Wahrheitsversicherungen, und die konnten sie gern haben. Nachdem uns die Polizei so entgegengekommen war, würde ich sie jetzt nicht vor den Kopf stoßen.

»Kommen Sie, Tony«, sagte ich. »Fahren wir nach Hause.«

Tony war mein Schatten, und das seit nunmehr zweieinhalb Wochen. Von Amts wegen Stellvertretender Direktor der Bundesagentur zur Korruptionsabwehr im Sport (FACSA) mit Sitz in Washington, war er zu Besuch in England, um sich über die Arbeitsweise des Integritätsdienstes der BHA zu informieren.

Wir hatten uns auf Anhieb gemocht, und ich war gern in seiner Gesellschaft, während er wiederum den britischen Hindernisrennsport schätzen gelernt hatte, vor allem das Grand National.

Zehn Tage zuvor waren wir mit der Bahn von London nach Liverpool gefahren, um uns das große Rennen anzuschauen.

Es wunderte ihn maßlos, dass ein schlichtes Hindernisrennen die ganze Bevölkerung so in Erregung versetzte; dass sich jedermann über die Qualitäten der vierzig Starter ausließ und jede Bürogemeinschaft ihr eigenes Wettspiel zum Thema veranstaltete.

»Bei uns in den Staaten gibt's Hindernisrennen hauptsächlich in der Provinz, abgehalten von irgendwelchen Farmern. Ein paar Zelte und eine provisorische Tribüne auf

einer Wiese, mehr ist das selten. Kein Vergleich mit dem hier.« Mit einer Handbewegung hatte er Aintrees riesige Tribüne und das imposante Medienzentrum umfasst.

»Heute werden über siebzigtausend Zuschauer erwartet«, hatte ich dem ungläubig kopfschüttelnden Tony mitgeteilt, »und zig Millionen sehen sich das live im Fernsehen an.«

Das Grand National selbst war dem Hype dann auch mühelos gerecht geworden mit einem Foto-Finish, bei dem der Acht-zu-eins-Favorit den lange Führenden am Ziel noch mit der Nase abgefangen hatte.

»Umwerfend«, meinte Tony wiederholt, als der von zwei Polizeipferden flankierte Sieger bis zum Absattelplatz lautstark gefeiert wurde. »Sind eure Hindernisrennen alle so?«

»Nein«, hatte ich ihm lachend versichert. »Wenn Sie an einem nassen Mittwoch im Winter nach Hexham kommen und sehen da zwei Mann und einen Hund, dann haben Sie schon Glück.«

Ich hatte das National aus keinem bestimmten Grund besucht, nur um dabeizusein, Informationen zu sammeln und womöglich aufkommenden Ärger im Keim zu ersticken. Zumindest hatte ich mir das eingeredet, obwohl ich in erster Linie meinem amerikanischen Gast ein Prunkstück des britischen Rennsports vorführen wollte. Er war nicht enttäuscht gewesen.

Auf dem Rastplatz war jetzt ein Polizeitransporter angekommen, aus dessen hinteren Fenstern zwei gefährlich aussehende Deutsche Schäferhunde laut bellten.

Nigel, Tony und ich beobachteten, wie der Hundeführer, ein Schrank von einem Mann mit den größten Händen,

die ich je gesehen hatte, das aufgeregte, knurrende Gespann aus dem Wagen holte. Er hockte sich vor die beiden hin und kraulte sie, während sie sich mit der Schnauze und den scharfen Zähnen an seinen Hals schmiegt.

Besser als an meinen, dachte ich.

Nach der kurzen Zärtlichkeit rief die Pflicht.

Die Hunde wurden zum Wagen des Flüchtigen geführt und bekamen etwas Zeit, sich seinen Geruch einzuprägen. Dann wollten sie nur noch in den Wald und rissen derart an ihren Leinen, dass es den Führer fast umwarf. Ein weniger Kräftiger hätte keine Chance gehabt.

»Gut, dass die nicht hinter mir her sind«, sagte Nigel.  
»Habt ihr die Reißzähne gesehen?«

Wir lachten etwas nervös – richtig lustig war das alles nicht.

»Die Aufregung hier wird mir fehlen«, sagte Tony lächelnd, als wir in Nigels Auto stiegen. »Ab Montag bin ich wieder daheim an meinen öden Schreibtisch gefesselt.«

»Kommen Sie überhaupt nicht mehr raus?«, fragte ich.

»Kaum noch. Ich bin zu alt. Und zu dick.« Er wieherte laut und umfasste mit den Händen seine mächtige Taille. »Mittlerweile erledigt ein Schwung junger Hüpfen wie ihr die Lauferei für mich.«

Er blieb auf der ganzen Rückfahrt nach London ungewöhnlich still und nachdenklich. Was ihm durch den Kopf ging, behielt er für sich, und ich fragte nicht danach. Wenn er wollte, würde er es mir von selbst sagen.

Er sagte es nicht. Jedenfalls da noch nicht.